

AN DER WIEGE *der Menschheit*

Im Süden Afrikas begann einst der Siegeszug des Homo sapiens. Die Menschen in der Kalahari-Wüste haben sich perfekt an die Natur angepasst. Doch der westlichen Zivilisation trotzen sie nur schwer. Eine Reise auf der Suche nach den letzten Buschmännern der Welt



VIELLEICHT IST ES DER LETZTE TANZ. ES IST KALT GEWORDEN IN DER KALAHARI-WÜSTE. EISKALT. DIE SCHAKALE JAULEN HEISER IN DER FERNE. IM FAHLEN LICHT DES VOLL-



Keine Autos, keine Arbeit, keine Zukunft: Tristesse am Rand des Wildschutzgebiets Kalahari



Der letzte Pfeil: Die Regierung hat das Jagen verboten

Die Kalahari-Wüste im südlichen Afrika



MONDS ZEICHNEN SICH DIE DORNENBÜSCHE AB, DIE VON HIER BIS ANS ENDE DER WELT ZU REICHEN SCHEINEN. Zumindest bis ans Ende jener Welt, wie sie diejenigen kennen, die hier seit Anbeginn der Menschheit leben.

Heute tanzen sie noch mal. Der Heiler ist gekommen. Stundenlang wiegt er sich im ewig gleichen Rhythmus, den die Frauen mit Klatschen und Fußrasseln anstimmen. Irgendwann hat er sich in Trance getanzt. Jetzt, so glauben die Buschleute, kann er Krankheiten erfüllen und heilen.

Xun, ein junger Buschmann, hockt vor ihm. Millimeter für Millimeter tastet ihn der Schamane ab. Doch diesmal kann er die Beschwerden nicht kurieren. Denn die Krank-

heit ist neu und unheilbar. Sie heißt Zivilisation. Außerdem hat der Heiler einen sitzen. Die Leute nennen ihn „Der allein trinkt“. Kein guter Spitzname für einen Arzt.

Wir sind mit einer kleinen Cessna tief in die Kalahari geflogen, in die dornige Sandwüste im südlichen Afrika, die gut dreimal so groß ist wie Deutschland. Dort, versprach man uns, gebe es die letzten wahren Buschmänner: Männer, die tagelang jagen gehen, und Frauen, die selbst da noch Früchte und Wasser entdecken, wo andere qualvoll verhungern und verdursten.

Seit dem Kinofilm „Die Götter müssen verrückt sein“ liebt die westliche Welt die Idylle des Buschmann-Lebens. In dem Film fliegt eine Colaflasche aus einem Flugzeug

und landet zufällig mitten in einem Dorf. Und entfacht dort Chaos. Denn die Buschleute kennen ursprünglich kein privates Eigentum. Sie leben so, wie es sich die meisten Menschen auf der Welt wünschen: ohne Politiker. Ohne Polizei. Ohne Geld. Doch so lustig das Eintreffen der Zivilisation in Form einer Colaflasche im Kino auch sein mag – in Wirklichkeit ist es eine traurige Geschichte.

Stundenlang rumpeln wir auf der Ladeplatte eines Trucks über ausgewaschene Straßen, bis wir ein kleines Dorf erreichen. Ein paar Buschleute wärmen sich am Feuer. Frau-

ein fingernageldickes Blättchen entdeckt haben. Wenig später halten sie eine dicke Knolle in den Händen. Sie finden Wasser in einer Wurzel und Buschgummibärchen, die nach Krokant schmecken.

Nach ein paar anstrengenden Stunden kehren sie mit einem winzigen Korb Essen zurück. „Ich finde, Tetra Pak und Cola sind tolle Erfindungen“, sagt die 21-jährige Dunu. Auch sie – eine Infizierte, befallen vom Virus der Zivilisation. Unheilbar.

Der Busch ist zu groß. Zu heiß. Es geht viel bequemer: Einmal im Monat kommt der

sie ihre wundersamen Traditionen bewahren, ihre Kenntnisse über Jagd und den spektakulären Trance-Tanz. Dafür sammelt sie sogar den Heiler ein. Denn „Der allein trinkt“ säuft gern mit anderen.

„Die Buschleute wissen gar nicht, welche wunderbaren Fähigkeiten sie besitzen. Die fühlen sich unnützlich“, klagt Andrea.

Erst kamen die Bantu-Stämme und haben sie niedergemetzelt, dann kamen die Weißen und haben sie verklavt. Noch vor hundert Jahren konnte man eine Jagdlizenz kaufen für einen Elefanten, einen Kudu und einen Buschmann.

Von diesem elenden Stück Erde aus trat einst der Homo sapiens seinen Siegeszug an. Forscher haben Genfragmente in uns allen entdeckt, die auf Buschleute zurückgehen. Vor mehr als 100.000 Jahren wurde der erste Mensch irgendwo hier im Süden Afrikas geboren.

Die Hilfsorganisation Survival International, die sich für indigene Völker einsetzt, hat die Buschleute als perfektes Zugpferd entdeckt, um Spendengelder zu mobilisieren. Das klappt aber nur, wenn sie als Jäger und Sammler leben, als schützenswerte Überreste aus der Steinzeit. Seit Jahren, klagt die Organisation, vertreibt die botswanische Regierung die Buschleute von ihrem angestammten Land. Nach einer Klage vor dem Obersten Gericht durften zwar ein paar Buschleute zurückkehren. Doch auch sie leben nicht mehr so autark und nomadisch wie früher.

Wir reisen weiter nach Hanahoi, ein Buschmann-Dorf an der Grenze zum Wildschutzgebiet. Einige Männer bauen eine Stra-



Wunder aus der neuen Welt: Plötzlich gibt es ein Brett, das dafür sorgt, dass aus einer Kiste Musik kommt (o.) und ganz neue Wünsche und Idole (r.)



Einmal im Monat kommt die Regierung und bringt Mehl. Wer will da noch nach Knollen suchen?

en rauchen dicke Kippen, die sie aus einer alten Zeitung drehen, deren Inhalt sie nicht lesen können. Irgendwann kommt der Heiler, und der nächtliche Tanz beginnt.

Im Morgengrauen, wenn alle Anderen noch schlafen, suchen die Mädchen nach Früchten – bevor die Sonne das Land aufkocht. Sie wandern umher, um plötzlich mitten im Nirgendwo zu stoppen, weil sie



Zu spät: Der Ameisenbär ist geflüchtet

Truck der Regierung vorbei und bringt Lebensmittel: 12,5 Kilo Mehl für jeden. Öl. Tee. Zucker. Wer will da noch Knollen suchen?

Die Buschleute hier leben überhaupt nur deshalb ihre traditionelle Kultur, weil Andrea Hardbattle ihnen Platz gibt auf ihrer Farm. Sie ist eine resolute ältere Dame, halb Schottin, halb San, wie der Westen die Buschleute nennt. Sie will, dass

ße – einer der wenigen Jobs, die die nahezu bildungslosen Buschmänner bekommen. „Der Rest ist in der Bar“, sagt ein Mann. Am Dorfrand liegt ein größerer Innenhof. Die Leute sitzen auf Lkw-Reifen und trinken Bier aus Plastikkrügen. Der Krug zu acht Cent.

Schon mittags ist niemand mehr nüchtern. Mädchen bieten schnellen Sex gegen ein paar Bier. Ende des Monats zahlt die Regierung die Sozialhilfe aus. Dann erhält jeder 70 Pula. Eine Woche Vollrausch.

Niemand kann mehr sagen, wie alles losging. Die Einen behaupten, die Regierung sei schuld: Sie habe den Buschmännern das Jagdrecht genommen und sie mit Essensrationen in die Abhängigkeit getrieben. Sozialhilfe ist eine Droge, von der die Armen nicht mehr loskommen. Von der Kalahari bis nach Karlsruhe. Die Regierung sagt, die Buschleute hätten nicht mehr nach der traditionellen Art gelebt, ohne ihre Hilfe wären sie verhungert.

Xatro dämmt bierselig mit glasigem Blick im Schatten. Er ist einer der wenigen Buschleute, die bis vor Kurzem selber gejagt haben. Er arbeitete mehrere Jahre für die Regierung als Ranger im Wildschutzgebiet. „Ich habe keinen einzigen Buschmann getroffen, der ohne Hilfe der Regierung lebt“, sagt er.

Am nächsten Tag, wieder ausgenüchtert, will er uns mit zur Jagd nehmen. Ein letztes Mal. Auf öffentlichem Land darf Xatro nicht mehr jagen. Das verträgt sich nicht mit den Touristen, die in den Safariparks Tiere beobachten wollen. Wir fahren auf eine riesige private Farm. Xatro trägt das Antilopenfell, das früher seinem Vater gehörte. Er hätte lieber seinen blauen Mechanikeranzug angezogen, denn es ist eisig kalt in der Früh. Aber wer will schon Buschmänner im Blaumann sehen?

Wir sind mit den ersten Sonnenstrahlen losgegangen. Immer wieder können wir hinter den Dornbüschen den Duiker ausmachen, eine kleine Antilope, die wir verfolgen. Xatro ist ein ausgezeichneter Spurenleser. Für ihn ist der Sand der Kalahari ein großes Buch. Das einzige, das er je gelesen hat.

„Hier war heute Nacht eine Antilope, die lahm“, sagt er und deutet auf ein Stück leicht welligen Lehms. Aber die Antilope, die wir verfolgen, ist fit. Und Xatro ist verkatert und hat zittrige Hände. Er würde nicht mal einen lahmen Elefanten treffen. Wir schießen den ganzen Tag nichts.

Das ist nicht ungewöhnlich in der Wüste. Der Busch ist kein Supermarkt. Da ist das Konzept von Viehzucht und Landwirtschaft angenehmer. Kühe bleiben vor der Hütte stehen. Diesen Luxus will auch Xatro haben. Es geht alles viel einfacher in der Zivilisation. Man muss sich nicht mehr wie früher stundenlang in einen Rausch tanzen, man holt sich einfach ein Bier.

Hier in der Kalahari finden wir keine Buschleute mehr, die die ursprüngliche

Der Sand der Kalahari – das einzige Buch, das sie gelesen haben

Lebensweise beibehalten haben. Doch eine Hoffnung haben wir noch. Mitten im Okavangodelta sollen noch einige leben. Versteckt auf kleinen, abgelegenen Inseln.

Wir fliegen mit unserer Cessna tief hinein ins Delta. Unendliche Sümpfe. Krokodile liegen reglos im Wasser wie faulende Stämme. Wir rudern in einem ausgehöhlten Baumstamm auf ein kleines Eiland im Fluss.

Und kommen wieder zu spät: Am Ufer grast eine Kuh. Die Regierung hat unlängst fünf Kühe vorbeigebracht. „Alle bis auf eine sind gleich an Maul- und Klauenseuche gestorben“, klagt Xo, der Dorfälteste, der mit einem ausgewaschenen „Holiday Inn“-T-Shirt im Schatten sitzt.



Stadt statt Wüste: die Entdeckung der Langeweile

Auch sie hängen neuerdings am Tropf der Regierung und dürfen nicht mehr jagen. Vor fünf Jahren haben sie noch ein Nilpferd mit dem Speer erlegt. Heute stehen darauf 15 Jahre Gefängnis wegen Wilderei. Manchmal jagen sie im Schutz der Dunkelheit. Sie wollen nicht immer nur Mehl essen. Ihre Kinder fahren morgens mit dem Kanu zur Schule.



Sie sind die erste Generation, die lesen und schreiben lernt. Buschmänner kennen keine Bücher. Alles, was sie wissen müssen, wird am Lagerfeuer weitergegeben.

Nachmittags sitzen jetzt alle unter dem Baum und hören sich an, was

die Kinder im Unterricht gelernt haben. Die alten Leute erfahren von ihnen, was Zahlen sind und was Buchstaben.

Neulich hockten sie abends beieinander. Da zeigte ein Bub gen Himmel und rief: „Könnt ihr euch vorstellen, dass da oben auf dem Mond schon mal ein Mensch spazieren gegangen ist?“

Da haben sie alle gelacht. Ein schönes Märchen. Aber wer weiß. Vielleicht stimmt es. Schließlich kommt sogar Musik wie von Geisterhand aus einem Blechkasten. Seit gerade mal drei Monaten haben sie ein kleines schwarzes Brett, das aus Sonne Strom machen kann.

Die Buschmänner fahren im Schnellzug durch die Zivilisation. In wenigen Jahren werden sie mit all den Veränderungen konfrontiert, an die wir uns in Jahrhunderten angepasst haben.

Abends sitzen sie nun gemeinsam in der Hütte und lauschen wundersamen Klängen. Die Kinder sagen, sie lieben Rap. „Bist du Eminem?“, fragt mich ein Mädchen.

Wir haben gewonnen. Die westliche Kultur ist endgültig an der Spitze der Nahrungskette. Wir fressen alle anderen auf.

Ein paar Inseln weiter flussabwärts im Okavango haben sie jetzt auch elekt-

rische Beleuchtung. Es wird nicht mehr lange dauern, dann kann sich hier keiner mehr an das alte Leben als Buschmann erinnern. Wie sagt man so schön: Der Letzte macht das Licht an.

Oliver Kuhn]

Infos über Reisen zu den Buschmännern:
Botswana Tourism Board, Tel. 0 30/42 02 84 64,
www.botswanaturism.de;
www.glcharters.co.za